

Peter Csendes

## Und ewig lockt die Berufsbilddiskussion

Der letzte Archivtag im Krems hat es wieder bewiesen: Über das Berufsbild der Archivarin, des Archivars lässt sich trefflich streiten. Die allgemeinen Belastungen haben zugenommen, die digitale Revolution hat unseren Alltag, also auch unsere Arbeitswelt, grundlegend verändert; wir bedienen uns nicht nur fallweise neuer Medien, wir sind bereits von ihnen abhängig<sup>1</sup>. Unsere berufliche Tätigkeit wird durch Ziele in Bahnen gehalten, die die Beschleunigung des pace of life in allen diesen Bereichen abbilden. Das bedeutet laufende Anpassung an neue Anforderungen auch in der Ausbildung, also höchste Flexibilität, und schließlich ein Justieren der Philosophie: Der Geist weht nur noch bedingt, wo er will. Der Arbeitsaufwand hat seine Auswirkungen auf personelle und technische Ressourcen. Die Konsequenz daraus ist der Ruf nach Kostentransparenz auch im Archiv; diese wieder muss vornehmlich zu einer Rechtfertigung der Aufwendungen führen, um Einsparungen zu verhindern, gibt doch die Politik bewährte Muster vor: Man spart mit Vorliebe bei der Kultur und bei den Geisteswissenschaften (selber schuld, wer sich für „Orchideenfächer“ interessiert). Daher sind (neue) Prioritätensetzungen gefragt, wurden doch aus Benützern Kunden<sup>2</sup>, Markttauglichkeit ist angesagt<sup>3</sup>. Ist es also auch höchste Zeit, das (angeblich) herrschende Berufsbild zu überdenken?

Es gibt sie unbestritten, diese neuen Herausforderungen, die Hermann Rumschöttel sehr gut zusammengefasst und von der Ökonomisierung und Utilitarisierung bis zur Globalisierung auf den Punkt gebracht hat<sup>4</sup>. Die Arbeitsmethoden sind heute längst an die neuen Gegebenheiten angepasst, wie aber sieht es mit den Zielen aus, die uns abverlangt werden? Natürlich müssen auch neue Schwerpunkte gesetzt werden, und das bedeutet, anderes zurückzustellen. Dafür bieten

- 
- 1 Vgl. Rainer Egger, *Dreißig Jahre Verband Österreichischer Archivare*. In: *Scrinium* 52 (1998), 243.
  - 2 Der unglückselige Kundenbegriff leitet sich aus dem Bemühen der Verwaltungen her, jeden Anschein traditioneller Bürokratie zu vermeiden. Im Unterschied zu Bibliotheks- und Museumsbesuchern, die man in einem allgemein gültigen Verständnis wirklich als Kunden bezeichnen kann – sie bezahlen Eintritt, um bei geistiger Beschäftigung Zeit verbringen zu können –, sind die „Archivkunden“ eben Benützer, die kommen, um an Beständen zu arbeiten, um sie für Forschungen heranzuziehen, sie eben zu benützen; dass man heute mitunter auch dafür zu zahlen hat, ist einem neoliberalen Zeitgeist geschuldet, der geisteswissenschaftlichen Anliegen kritisch bis ablehnend gegenübersteht.
  - 3 Vgl. Gerhart Marckhgott, *Neue Anforderungen an Archivare*. In: *Scrinium* 52 (1998), 213–222; derselbe, *Paradigmenwechsel. Das Oberösterreichische Landesarchiv vor der „digitalen Revolution“*. In: *Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer*, hg. von Walter Schuster, Maximilian Schimböck und Anneliese Schweiger (*Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 2003/2004*, Linz 2004), 109–118; Michael Hochedlinger, „Verdrossen und einsam“? – Der Archivar im Spannungsfeld zwischen historischer Wissenschaft und „Benützerservice“. In: *Scrinium* 61/62 (2007/2008), 83–105.
  - 4 Hermann Rumschöttel, *Paradigmenwechsel in Staat und Gesellschaft – Herausforderung und Antwort der Archive*. In: Alfred Ogris–Wilhelm Wadl (Hgg.), *100 Jahre Kärntner Landesarchiv 1904–2004* (Separatum aus *Carinthia I* 194, 2004), Klagenfurt 2004, 61–68.

sich die wissenschaftlichen Aktivitäten der Archive an, zumal Forschungsprojekte jederzeit auf eine hinreichende Zahl stellungsuchender junger Wissenschaftler zurückgreifen und solcherart „ausgelagert“ werden können. Hat daher historische Forschung ob der geforderten Kundenorientierung noch ihren Platz in den Zielvereinbarungen<sup>5</sup>?

Man kann angesichts solcher durchaus ernsthafter und begründeter Überlegungen Sorge vor einer entstehenden Wissenschaftsfeindlichkeit haben, die schließlich – möge das übertriebene Schwarzmalerei bleiben – dazu führen würde, dass am Ende im Archiv nur noch der Records Manager als moderner Registraturbeamter (sofern es noch einen Beamten geben sollte) überbliebe, der keinen älteren Text mehr lesen können muss. Gern wird die Notwendigkeit eines markttauglichen Archivs durch das Suggestieren des Bestehens einer extremen Gegenposition untermauert: Diese verkörpert der Archivartyp in der Tradition des 19. Jahrhunderts, der sich im stillen Kämmerlein seiner Bestände erfreut, sich der wissenschaftlichen Erforschung von Quisquilien widmet und der diese seine beschauliche kleine Welt abzuschotten bemüht ist<sup>6</sup>. Ihn gibt es aber in Wahrheit längst nicht mehr, und wer in der Hoffnung auf eine derartig gestaltete Laufbahn den Archivarsberuf ergriffe, würde eine böse Überraschung erleben.

Es läge nahe, diese konträren Positionen mit einem Generationsparadigma zu erklären. Diese Erklärung trifft aber nicht zu. Der Verfasser, mit einiger Distanz zu den aktuellsten Anforderungen des Tages, kann als Stimme aus dem Off auf Erfahrungen aus Jugendtagen im heimischen Archivwesen zurückblicken; er kannte noch Archivdirektoren, die zu Hause an ihren Publikationen arbeiteten und verständigt werden mussten, wenn Vorgesetzte nach ihnen verlangten, oder jene, die im Verdacht standen, Bestände zu verheimlichen, um sie selbst auswerten zu können. Es war eine Zeit, in der sich die Archivarin, der Archivar die Arbeit überwiegend aussuchen konnte und diese ihr oder ihm nicht permanent von außen aufgedrängt wurde. Man vermochte daher durchaus, sofern man sein Spezialistentum im Interesse der Wissenschaft nutzen wollte – nicht alle Archivarinnen und Archivare sind als Geschichtsforscher in Erscheinung getreten –, neben den Ordnungsarbeiten wissenschaftlich tätig zu sein, sofern Benutzer betreut und Anfragen anstandslos erledigt wurden. Nicht nur die von Archiven selbst herausgegebenen oder betreuten Schriftenreihen legen davon Zeugnis ab, sondern auch die landeskundlichen Publikationsorgane, um deren hohe Qualität man bemüht war und die wie selbstverständlich in der Dienstzeit redigiert wurden. Man war sich dabei allerdings der Zustimmung vorgesetzter Stellen nicht immer sicher und überlegte, ob man sie nicht verstecken müsste. Der Verfasser erinnert sich an eine staatliche Erhebung über den Anteil von Wissenschaft und Verwaltung in Kulturinstitutionen um 1970 – von F- & E-Erhebungen war noch keine Rede. Im Wiener Stadt- und Landesarchiv kam man damals schließlich

---

5 Vgl. Marckhgott (wie Anm. 3); Michael Hochedlinger, „Wenn wer was von Geschichte hört ...“ Archive, Quellen und Geschichtsforschung. Aphorismen zum Zustand unserer Disziplin. In: *Scrinium* 58 (2004), 88–94.

6 Marckhgott, *Neue Anforderungen* (wie Anm. 3), 214.

nach längerer Diskussion doch zu dem Schluss, dass die überwiegende Tätigkeit der Archivare eine wissenschaftliche sei, allein der Direktor hätte einen höheren Anteil an Verwaltungsarbeit zu leisten.

Der Hauptgrund für die geschilderte Arbeitssituation war, dass die Lawine der Massenakten erst allmählich über die Archive hereinbrach, da sich vieles noch in den Dienststellen oder in Zentralregistraturen befand. Die Zahl der Forscher als Benützer war dementsprechend überschaubar. Man war sich aber der kommenden Probleme sehr wohl bewusst, auch wenn es manchen – älteren wie jungem Archivar – davor schaudern mochte. Die Einstellung zum Beruf war über Generationsgrenzen hinweg durch die Ausbildung am Institut für österreichische Geschichtsforschung bestimmt. Diese hatte ihren Schwerpunkt unbestritten in der Forschung, und Heinrich Fichtenau begrüßte seine angehenden Institutsmitglieder auch als junge Forscher. Das hob deren Selbstbewusstsein, hatte aber auch den Nebeneffekt, dass jene, die sich dann dem Archivdienst zuwandten, etwas abfällig betrachtet wurden (es soll sogar von „zweiter Garnitur“ die Rede gewesen sein, aber das war wohl nur ein böswilliges Ondit). Der Vorwurf, das Institut für österreichische Geschichtsforschung habe nicht Archivare, sondern primär Forscher ausgebildet, war also nicht unberechtigt und bildete mit ein Motiv für die Gründung des VÖA im Jahr 1967. Es wurden auch die ersten Jahre des Berufsverbandes durch die Ausbildungsfrage dominiert<sup>7</sup>, wobei man sich um eine Veränderung in der Schwerpunktsetzung des Ausbildungskurses bemühte, bei der die Bedürfnisse der Archive stärkere Berücksichtigung finden sollten. Nachdem der Kurs auch durch Veränderungen im Bundesdienstrecht in Frage gestellt worden war, führte der so entstandene Druck schließlich nach dem Kitzbühler Archivtag von 1977 zu einer Reform, die im Interesse der Archivwissenschaft wesentliche Verbesserungen brachte. Das Berufsbild hatte damit eine Ausrichtung erhalten, die den bestehenden Verhältnissen entsprach. Dass auch in der Folge nicht jeder immer alle Lehrveranstaltungen als optimal empfunden haben wird, ist als Phänomen jeglichem Studienbetrieb immanent.

Vor bald drei Jahrzehnten hat Bernd Ottnad die Entwicklung des Berufsbilds aus den Veränderungen der Aufgabenschwerpunkte zu erläutern versucht<sup>8</sup>, indem er mit Hilfe von Phänotypen die Entwicklung vom „Archivpaläographen“ des 19. Jahrhunderts zum „Archivorganisator“ der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachzeichnete. Mag diese Kategorisierung nach hilfswissenschaftlichen Sparten übertrieben erscheinen, so lässt sie sich doch an konkreten Beispielen festmachen. Die Anforderungen der Frühzeit vor allem unserer Landes- und Stadtarchive konzentrierte sich auf die Verzeichnung der vorhandenen, überwiegend älteren Bestände, die in den regionalen Urkundenbüchern und Regestenwerken ihr

7 Vgl. Csendes, Qualifikationsprofil und Leitbild im Archivdienst. In: Kärntner Landesgeschichte und Archivwissenschaft. Festschrift für Alfred Ogris zum 60. Geburtstag, hg. von Wilhelm Wadl (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, 84, Klagenfurt 2001, 644 Anm. 4; Egger (wie Anm. 1), 241 f.

8 Bernd Ottnad, Das Berufsbild des Archivars vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönnen (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 44, Stuttgart 1986), 15.

Ergebnis fand. Paläographische und diplomatische Kenntnisse, Erfahrungen in Editions- und Regestentechnik bildeten dafür das Grundwerkzeug und sollten, um die Aktenkunde ergänzt, auch weiterhin das wichtigste methodische Rüstzeug bleiben. Damit war zwangsläufig die intensive Beschäftigung mit der Landes- und Ortsgeschichte, aber auch mit der Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte verbunden. Organisationsfragen waren lange Zeit in der Tat von untergeordneter Bedeutung.

Auf dieser Tradition beruht die Vorstellung vom Historiker-Archivar, den man heute gern in die Mottenkiste verbannen will. Eine Begründung dafür liefert die im Unterschied zum angloamerikanischen Raum verbreitete, nicht nachhaltig begründete Reserviertheit vieler Archivarinnen und Archivare gegenüber dem Konzept der „Archivwissenschaft“; man wollte darin vielfach nur die praktisch-manuelle Seite des Berufs sehen, die man zum Teil auch angelernten Mitarbeitern überlassen konnte und die scheinbar keines methodisch klaren, nachvollziehbaren Vorgehens bedurfte. Das war keineswegs auf Österreich beschränkt. Auch in Deutschland, wo man Theoriediskussionen viel aufgeschlossener gegenübersteht, hatte man ähnliche Ansichten und hegte vielfach Vorbehalte gegen Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet.

Die Beschaulichkeit kam den Archiven spätestens im Verlauf der 1970er Jahre abhanden<sup>9</sup>. Das erste große Problem, das Aufgaben und Zeitkontingente verschob, waren die Massenakten. Sie erzwangen im Unterschied zu den Altbeständen, die vielfach Sammlungscharakter hatten, die Forcierung des funktionalen Aufgabebereichs der Archive. Bewertung und Skartierung rückten auch die Auseinandersetzung mit der Verwaltungsentwicklung in den Blickpunkt, was fallweise zu einer Reorganisation der Bestände führte. Es wurde zunehmend schwerer, diese Aufgaben „nebenher“ zu erledigen, ein Renversement im Einsatz der Ressourcen war unvermeidlich. Der Archivorganisator war nun tatsächlich gefragt.

Der nächste Schritt war die genannte digitale Revolution. Die Probleme wurden in Österreich früh – ich würde meinen rechtzeitig – erkannt<sup>10</sup>. Es war allerdings schwierig, das Bewusstsein bei allen Archivarinnen und Archivaren zu wecken sowie insbesondere die Verwaltungsstellen von der Notwendigkeit der Mitsprache der Archive bei den Umstellungen zu überzeugen. Die Dauer dieses Meinungsbildungs- und Erkenntnisprozesses führte bedauerlicherweise dazu, dass vieles unwiederbringlich verloren ging. Natürlich standen nicht nur in Österreich viele der EDV in der Verwaltung skeptisch bis ablehnend gegenüber, schließlich entscheiden sich in der Regel an Mathematik und Technik Interessierte nicht für ein Geschichtsstudium. Den Satz „Einem wirklichen Archivar kann davor nur grauen“ gab es in vielen Abstufungen zu hören. Mit der zunehmenden Schwerpunktverlagerung der Archivarbeit in den funktionalen Bereich – in welchem auch die neuen Medien Bedeutung erlangten, nachdem sie vorerst bei den Sammlungen Fuß gefasst hatten – musste auch in der Ausbildung reagiert, mussten

---

9 Es war ein Anachronismus, dass der Linzer Archivtag von 2009 unter dem Motto „Das Ende der Beschaulichkeit“ stand.

10 Vgl. die Beiträge in *Scrinium* 13 (1975).

die Schlüsselkompetenzen verbreitert werden. Archivtheorie und technische Anwendungen mussten in das Curriculum integriert werden, gleichrangig mit Historischen Hilfswissenschaften, Techniken der Bewertung und Verzeichnung, der Verwahrung, Erhaltung und Reproduktion. Dieser umfassende Ansatz wurde zuletzt weitgehend erreicht und wird, das ist unabdingbar, laufend evaluiert und adaptiert werden müssen<sup>11</sup>. Auch der VÖA hat mit seinen Aus- und Fortbildungsveranstaltungen, die auf der Grundlage einer verbesserten finanziellen Basis möglich geworden sind, bereits einen wichtigen Beitrag geleistet<sup>12</sup>.

Diese Professionalisierung im Bereich Bewertung und Verzeichnung führte in Deutschland zu heftigen Diskussionen, die in einer Berufsbilddebatte mündeten<sup>13</sup>. Einem internationalen Trend folgend, vertrat im Zug der Rezeption der Bewertungstheorie von Theodore R. Schellenberg die Leiterin der Archivschule Marburg die Auffassung, Archivare hätten sich auf diesen engeren archivwissenschaftlichen Aufgabenbereich zu konzentrieren. Das war vor allem ein Standpunkt gegenüber Kommunen, die Historiker als Archivare anstellten, denen eine entsprechende archivische Ausbildung fehlte<sup>14</sup>. Gegenüber diesen Diskussionen in den 1990er Jahren hat sich Österreich als stiller Beobachter verhalten; als heimischer Ertrag ist die Rezeption von Bewertungsansätzen, vor allem jenem Schellenbergs, zu betrachten<sup>15</sup>.

Die Herausforderungen, denen sich Archivarin und Archivar zu stellen haben, sind zweifellos klar umrissen. Man sollte aber auch dabei unterscheiden, wo diese tatsächlich die Kernaufgaben betreffen und was lediglich durch einen betriebswirtschaftlich dominierten Zeitgeist, der allerdings zunehmend in Verruf gerät, verursacht wurde. Betroffen sind Bewertung, Verzeichnung und Bewahrung. Die elektronische Aktenführung erfordert die Bewertung elektronischen Verwaltungsschriftguts im Voraus durch penible, aber auch flexible und zu aktualisierende Skartierungsordnungen, um das zukünftige Wissen von der Vergangenheit zu

11 Vgl. dazu Karl Brunner, Gegenwart und Zukunft der Archivarsausbildung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung. In: *Scrinium* 60 (2006), 17–20; Thomas Winkelbauer, Vom „Institutskurs“ zum Masterstudium. „Geschichtsforschung, Historische Hilfswissenschaften und Archivwissenschaft“ an der Universität Wien: eine Grenzüberschreitung? In: *Scrinium* 66 (2012), 7–13; zu Literatur über die Entwicklung des Ausbildungskurses vgl. Winkelbauer a.a.O. 7 Anm. 1; (Herwig Weigl), Die Ausbildung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung – teilweise ein Nachruf. In: *MIÖG* 116 (2008), 452–469; Irmgard Christa Becker, Postgraduales Referendariat versus Graduales Masterprogramm. Die Ausbildung wissenschaftlicher Archivare in Deutschland und Österreich. In: *MIÖG* 120 (2012), 154–162.

12 Vgl. Helga Penz, Bericht über den ersten Grundkurs. In: *Scrinium* 61/62 (2007/2008), 273–276. Zu den Fragen der Ausbildung aller im Archiv Tätigen vgl. die Vorträge des Innsbrucker Archivtags von 2005, *Scrinium* 60 (2006).

13 Vgl. Bodo Uhl, Die Geschichte der Bewertungsdiskussion. In: Bilanz und Perspektive archiverischer Bewertung, hg. von Andrea Wettmann (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg 21, Marburg 1994), 11–36.

14 Wolf-Arno Kropat, Archive als Häuser der Geschichte. In: *Der Archivar* 90 (1987), 183–187.

15 Vgl. Peter Csendes, Kontemporäre Konzepte der Überlieferungsbildung – Alter Wein in neuen Schläuchen? In: *Scrinium* 58 (2004), 76, mit Literaturhinweisen zur Bewertungsdiskussion; vgl. auch Ernst Otto Bräunche–Michael Diefenbacher–Klaus Wisocky, Auf dem Weg ins Abseits? Zum Selbstverständnis archivarischer Tätigkeit. In: *Der Archivar* 48 (1995), 433 ff.

sichern, ein Verfahren, das ich einmal Appraisal by Objectives<sup>16</sup> genannt habe. Dies gibt freilich auch den Archiven erstmals die Möglichkeit einer systematischen Überlieferungsbildung auf der Grundlage des gesamten produzierten Materials. Das ist ein ungeheurer Fortschritt, bedeutet allerdings auch höchste Verantwortung, wofür eben eine intensive Ausbildung das erforderliche Rüstzeug zu gewährleisten hat.

Der dritte äußere Anstoß war das New Public Management, das sich aus einem in völlig anderem Zusammenhang entstandenen neuseeländischen Vorbild im Zug eines neoliberalen Zeitgeistes entwickelte und die gesamte Verwaltungslandschaft durcheinanderwirbelte. Das konfrontierte auch die Archive mit neuen Organisationsformen und Arbeitsstrukturen, vor allem auch viel zusätzlichem Verwaltungsaufwand. Von betriebswirtschaftlichem Denken geleitet, waren und sind manche Aspekte höchstens bedingt auf Archivbedürfnisse anwendbar; wirklich ertragreich war nur die Notwendigkeit, „Produkte“ zu definieren, was eine genaue Analyse der eigenen Arbeit erforderte, um Zielvorstellungen entwickeln zu können. Dies führt auch zu einem entscheidenden Punkt: Wo stehen unter diesen Zielen die Begriffe Wissenschaft und Forschung? Zu einem erheblichen Teil fließt das wissenschaftliche Engagement in die Kernaufgaben. Die Erstellung einer ISAD-Beschreibung ist selbstverständlich ebenso eine wissenschaftliche Aufgabe wie das Entwickeln von Bewertungsgrundsätzen oder einer Sammlungsstrategie. Dazu kommt die Benützerbetreuung<sup>17</sup>. Wissenschaftliche Aufgaben wurden zu Recht in den Landesarchivgesetzen, aber auch in kommunalen Archivordnungen verankert und sind daher ein vorgegebenes Generalziel, das durch Teilziele (also Projekte) verfolgt werden sollte.

Dies leitet über zum Thema der Außenwirkung der Archive. Der Kreis der Benutzer war mit dem jüngeren Aktenmaterial größer geworden und erfasst heute auch viele Besucher, die ihre persönlichen rechtlichen Angelegenheiten verfolgen. Was erwartet der Benutzer? Er erwartet Beratung und allenfalls Hilfe bei der Benützung der Bestände, denn das unterscheidet ihn schließlich vom Besucher eines Museums oder vom Leser einer Bibliothek. Für eine Archivbenützung bedarf es bestimmter Kenntnisse und Fähigkeiten. Diese müssen fallweise durch die Archivarin/den Archivar substituiert werden – dies gilt angesichts allgemein geringer werdender hilfswissenschaftlicher Ausbildung gegenüber Studierenden<sup>18</sup>, aber auch in besonderem Maß für digital bereitgestelltes oder vermitteltes Quellenmaterial.

Der Archivar wird infolge des rasant wachsenden Ausmaßes der Vernetzung und den entsprechenden Forderungen der Informationsgesellschaft zwangsläufig zum Informationsmanager<sup>19</sup>, doch muss dieses Management über die

16 Dem Begriff „Management by Objectives“ nachgebildet, vgl. Csendes (wie Anm. 7), 646.

17 Dass Österreichs Archive hier auf einem guten Weg sind, bezeugen die Beiträge des Österreichischen Archivtags von 2007 (Scrinium 61/62 (2007/2008)).

18 Vgl. Theo Kölzer, Erwartungen des Mittelalter-Historikers an die Archive und Archivare. In: Archiv und Forschung (Der Archivar, Beiand 8, Siegburg 2003), 311–325.

19 Vgl. die einschlägigen Beiträge in Scrinium 61/62 (2007/2008); vgl. auch Walter Schockenhoff, Useless Information? Archivwissenschaft und ihre Perspektiven in der Informationsgesellschaft. In: Archiv und Forschung (wie Anm. 18), 105–114.

„Versandorganisation“ hinausgehen und Metainformationen beinhalten, die es ohne eine wissenschaftliche Durchdringung der Materie nicht geben kann.

Eine Kritik innerhalb des Berufsstands hat sich viele Jahre darauf bezogen, dass die Außenwirkung über die Benutzerbetreuung hinaus zu gering sei. Heute sind Archive viel mehr im Gespräch als noch vor dreißig Jahren, wenngleich es noch besser sein könnte, doch werden sie in ihren wahren Aufgaben nach wie vor nicht verstanden – wie sonst könnten auch Personen, die es wissen müssten, Sammlungen jeglicher Art als Archive bezeichnen. Ein zentrales Problem besteht eben leider darin, dass der Begriff „Archiv“ keiner einvernehmlichen Definition unterliegt und gern als Synonym für „Sammlung“ verwendet wird. So kann selbst bei einem Archivtag der Ausspruch fallen, dass das Internet ein Archiv wäre. Diese beliebige Verwendung des Begriffs „Archiv“ ist mit verantwortlich dafür, dass es im Unterschied zu Bibliothek und Museum dem Außenstehenden erschwert wird, das Wesen eines Archivs zu verstehen. Ein Bereich, der außerordentlich wichtig wäre, um die Anliegen der Archive im allgemeinen Bewusstsein zu verankern, kommt leider vielfach aus Ressourcenmangel bei der Archivarbeit zu kurz – die Archivpädagogik; darüber zu diskutieren wäre eine lohnende Aufgabe für die österreichische archival community.

Die Tätigkeit für Öffentlichkeit und Verwaltung im Benutzer- (sprich Kunden-) und Amtsverkehr allein wird nie genügen, um die Außenwirkung eines Archivs in breiterem Maß zu verbessern. Dafür gibt es einen weiteren Kreis, der die Arbeit der Archive über Veranstaltungen und Publikationen wahrnimmt. Aus diesem Grund ist die wissenschaftliche Aktivität außerhalb der archivischen Kernarbeit unter den Zielen eines Archivs unabdingbar. Vor allem kleinere Archive in Städten und Gemeinden werden allein durch wissenschaftliche oder wissenschaftsnahe Leistungen – oft genug sind es historische Laien, die mit großem Engagement Aufgaben erfüllen, für die keine Fachleute zur Verfügung stehen – wahrgenommen<sup>20</sup>. Was erwarten Bürgermeister von den oft ehrenamtlichen Archivbetreuern und -betreuerinnen? Dass sie die Ortsgeschichte erforschen und für die verschiedenen Jubiläen und andere Festlichkeiten aufbereiten. Der regelmäßige Beitrag im örtlichen Mitteilungsblatt, die Broschüre zum Jubiläum der Feuerwehr, die Ortschronik – sie sind für den Ortsbewohner der Tätigkeitsnachweis für die Arbeit im Archiv. Die eigentlichen Kernaufgaben von Archiven spielen dagegen zumeist eine untergeordnete Rolle, was aus archivischer Sicht bedauerlich ist<sup>21</sup>, sich aber vielleicht durch die zunehmende Landesarchivgesetzgebung verbessern wird.

Solche Ziele auszulagern, ist natürlich möglich und wird in manchen Fällen auch notwendig sein, wenn kein entsprechend ausgebildetes Archivpersonal zur Verfügung steht. Berufsarchivarin und -archivar werden immer Experten für Geschichte sein müssen und diese Kompetenz unter Beweis zu stellen haben – wer niemals selbst wissenschaftlich ausgewiesen war, wird erfahren müssen,

20 Vgl. etwa Ulrich Hussong, Historische Forschung als Aufgabe von Kommunalarchiven. In: Archive und Forschung (wie Anm. 18), bes. 143 ff.; Peter Csendes, Stadtarchiv und Stadtgeschichtsschreibung. In: Pro Civitate Austriae NF 11 (2006), 59–63.

21 Künftig Peter Csendes, Archivgesetze und Kommunalarchive.

dass im Landes- oder Gemeindedienst andere beigezogen werden, wenn es um die Behandlung wissenschaftlicher Fragen geht – in Deutschland waren bereits beamtete Stadthistoriker außerhalb des Archivs im Gespräch. Archivarinnen und Archivare sind geschichtswissenschaftlich in zweifacher Hinsicht gefordert. Sie haben als Vermittler und Übersetzer aufzutreten, die dem Publikum den Zugang zu den Quellen und deren Inhalt ermöglichen, was laufend geschieht, aber auch dafür zu sorgen, dass dies publizistisch nicht oder zumindest nicht nur durch Trivialisatoren geschieht<sup>22</sup>.

Man sieht, verändert haben sich die Formen des Archivguts und die Techniken, damit umzugehen, nicht jedoch die eigentlichen Aufgaben der Archive, wenn wir von zeitgeistig aufgedrängten Administrativa absehen. Zusammenfassend lassen sich daher die folgenden Aspekte festhalten.

1. Die grundsätzliche archivische Tätigkeit (Erfassung, Bewertung, Übernahme und Erschließung sowie Vermittlung durch Beauskunftung, Publikationen, Ausstellungen usw.) ist wissenschaftliche Arbeit, die immer wieder mit Forschungsleistung verbunden sein wird. Darüber hinaus sollte das Archiv als Anreger und Organisator (Projektleitung, Herausgeberschaft) Themen aufgreifen, die für den Archivhalter und das Zielpublikum von Relevanz sind (Musterbeispiel ist die Aufarbeitung der NS-Zeit, doch bieten sich Fin-de-siècle, Zwischen- und Nachkriegszeit ebenso an wie das Mittelalter oder die frühe Neuzeit)<sup>23</sup>.
2. Individuelle oder teamorientierte Forschungsarbeit kann und soll aus der archivischen Tätigkeit erwachsen, aber auch andere Bereiche – vor allem wohl quellenkundliche und verwaltungsgeschichtliche – betreffen. Diesbezügliches Engagement über den Auftrag hinaus muss freilich der/dem Einzelnen überlassen bleiben.
3. Das Archiv sollte auch als Institution eine wissenschaftliche Reputation haben, über die es auf der Grundlage der unter 1. und 2. beschriebenen Aspekte verfügen kann. Allein dadurch wird es einen Rang in der scientific community einnehmen können, vor allem aber im eigenen Haus (dem Land, der Gemeinde, dem Unternehmen) und in der öffentlichen Wahrnehmung hervortreten.

Das ist sicherlich nichts Neues. Wird also vielleicht doch nur eine Scheindebatte geführt? Ich möchte das verneinen, es wird vielmehr eine Debatte konstruiert, die sich am Leben halten lässt und das wohl auch bleiben wird. Der Historiker-Archivar ist natürlich das Produkt eines vergangenen Jahrhunderts. Man könnte ihm das allerdings nur dann zum Vorwurf machen, hätte er sich nicht weiterentwickelt und sich gegenüber modernen Techniken und Fragestellungen verschlossen. Daher hätte die Diskussion darüber, ob sich die Archivare zu wenig den aktuellen und den künftig zu erwartenden Aufgaben stellen, bereits mit der

---

22 Vgl. Hermann Lübke, Festvortrag. In: *Vergangenheitsvergegenwärtigung – ihr Sinn und ihre Grenzen* (Münster 2002), 20.

23 Zum Thema Archiv und Zeitgeschichte vgl. Hermann Rumschöttel, *Archive als Häuser der Zeitgeschichte*. In: *Scrinium* 57 (2003), 5–23, sowie die Beiträge in *Scrinium* 65 (2011).

Formulierung von Leitbildern und dem Bekenntnis dazu in der täglichen Arbeit zu einem Ende kommen können<sup>24</sup>. Anscheinend werden die Leitbilder aber von der archival community zu wenig zur Kenntnis genommen, da sie – wie die Archivgesetze – auch wissenschaftliches Interesse am Inhalt der Bestände fordern. Das zu ignorieren und – einem internationalen Mainstream folgend – Forschungsarbeit für irreführend zu erklären, geht am Ziel vorbei. Ein Entweder-oder als Maxime, Records Manager oder Historiker-Archivar, wäre verfehlt und für die Einrichtung Archiv kontraproduktiv. Keine Gebietskörperschaft, keine Institution würde nur für wissenschaftliche Arbeit ständiges Archivpersonal bezahlen; sich mit Records Management zufrieden zu geben, würde früher oder später akademisch ausgebildete Archivarinnen und Archivare verzichtbar machen, zumal es ja bereits einen – ausbaufähigen – Lehrberuf, von Fachhochschulkursen ganz zu schweigen, gibt. Der Archivorganisator des späten 20. und des 21. Jahrhunderts wird neben seiner archivwissenschaftlichen Kompetenz, die glücklicherweise bis jetzt noch niemand für überflüssig erklärt hat, seine Managementfähigkeiten unter Beweis stellen müssen. Aber das bedeutet nicht, dass alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesen Organisationsfunktionen aufgehen müssen. Es wäre dies sogar ein Zeichen einer verfehlten Personalentwicklung. Doch auch das Sowohl-als-auch trifft nicht den Kern. Wir müssen vielmehr einem übergeordneten, generalistischen Ansatz der Aufgaben folgen, der sich nicht von den Schwerpunktsetzungen des Augenblicks leiten lässt. Längst ist eine neue Generation in die Archive eingezogen, der man diesbezüglich vertrauen kann. Sie ist in einer digital bestimmten Medienwelt aufgewachsen, hat eine vertiefte Ausbildung erfahren und vermag mit digitalem und traditionellem Archivgut, von dem es wahrlich genug zu betreuen gibt, umzugehen. Sie hat einen wesentlich entspannteren Zugang zu den aktuellen Anforderungen als jene, die davon überrannt worden sind. Damit sollte sich auch der Weg zur Forschung im Archiv wieder leichter beschreiten lassen, denn zahllose Quellen warten auf Beschreibung und Erschließung, ehe sie digital bereitgestellt werden können. Sie auch im Archiv selbst auszuwerten, sollte kein Tabu sein. Ein integraler Ansatz bei der Aufgabenbeschreibung ist daher nicht nur die goldene Mitte für Harmoniesuchende, es ist die Position der Vernunft, um den Archiven die ihren Aufgaben angemessene Stellung zu sichern und auszubauen.

---

24 Vgl. Csendes (wie Anm. 7); Ferdinand Opll, „Einsicht in Vergangenheit – Aussicht auf Erinnerung“. Zur Erarbeitung eines Leitbildes für ein Archiv. In: *Scrinium* 61/62 (2007/2008), 130–149.